Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 32 (1927-1928)
Heft: 6

Artikel: Drei Weihnachtsbilder aus dem 15. Jahrhundert
Autor: Gundrum, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-312141

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Drei Weihnachtsbilder aus dem 15. Jahrhundert.[1]

Es gab eine Zeit, da die Erwachsenen ebenso grosse Freude an Bildern hatten, wie heute unsere Kinder, da diese Bilder den Beschauer jubeln und weinen machen, glücklich und traurig stimmen konnten. Das war die Zeit, als man noch nicht lesen konnte — eine goldene Zeit für die Maler. So wie sie die Geschichten erzählten vom lieben Heiland und seiner Mutter, von den Engeln und Teufeln und heiligen Schutzpatronen, so gruben sie sich in die Herzen ein bis in die letzten Einzelheiten.

Die Passion des Herrn war das Wichtigste und durfte in keinem noch so abgelegenen Kirchlein fehlen. Das liebste aber waren dem Volk — man sieht es an der Menge und Wärme der auf uns gekommenen Bilder — die Geschichten aus dem Marienleben. Im Leben der Maria ist die Geburt des verheissenen Kindes das grösste, glücklichste Ereignis und so sind die Weihnachtsbilder am aufschlussreichsten für das Seelenleben, die Sinnesrichtung, die Weltanschauung der jeweiligen Epoche. Die Künstler gewähren immer ein treues Abbild der Zeit, aus der sie heraus geboren sind. In sein Weihnachtsbild malte jeder hinein, was er an Innigkeit und Sinnigkeit, an Poesie und Wirklichkeit aufbringen konnte, gerade so, wie seine Mitbürger die Dinge sich ersehnten, innerlich erträumt oder äusserlich geschaut, oder mit dem Bedürfnis, das Wunder möglichst handgreiflich geschildert zu bekommen. Unsere drei Weihnachtsbilder veranschaulichen uns in dieser Weise verschiedene Auffassungen aus dem 15. Jahrhundert, dem entscheidungsreichsten des Abendlandes, wo sich die mittelalterliche Weltanschauung zur modernen wandelte.

Am Anfang überrascht uns eine Welle von Poesie und Lieblichkeit, wie wir sie nie wieder in der deutschen Malerei bekommen haben. Wie eine gemalte Vision vom „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden“ ist Meister Frankes Weihnachtsbild (1424, Hamburg). Alles Starre, feierlich Erhabene der früheren Fassungen, die jahrhundertelang fast immer dieselben blieben, ist verschwunden. Da sah man Maria ermattet hingestreckt auf einem Lager, sich zum Kindlein neigend, das in der Krippe vor ihr lag oder von der Wehmutter zugereicht wurde, hinter und über ihr Ochs und Esel, abseits der unglücklich brütende Joseph. Hier ist nichts mehr, das an die traditionell gewohnte, trockene Veranschaulichung des Textes erinnert. Joseph ist verschwunden. Maria kniet als holde Jungfrau im weissen Gewande in der freien Landschaft und betet das Kindlein an, das sie geboren hat. Nacht ist's, die Sterne funkeln. Riesengross leuchtet der Mond am rotglühenden Himmel, Wölkchen umschweben ihn, und Gott Vater selbst ist der alte Mann im Monde und sendet seine Strahlen hinab zum Kindlein vor der verzückten Mutter. Im Strahlenkranze liegt das Kindlein, ein Strahlenkranz umleuchtet Marias Haupt. Drei Englein halten ihren schweren Mantel und schauen neugierig zum Kind hinüber. Da ist die Krippe, aus der Ochs und Esel — sie sind nur angedeutet — gemütlich fressen, waldbewachsene Felsen umschliessen das ganze Wunder, und rechts oben hüten die Hirten auf dem Felde ihre Schafe, und ein Englein verkündet ihnen sichtbar auf dem Spruchband die grosse Freude, die allem Volke widerfahren ist. Himmel und Erde und Gott und Engel und Menschen und Tiere und Pflanzen und Steine, alles ist erfüllt von Frieden und Harmonie und Liebe und Schönheit. Klar und vollkommen und schön muss die Malerei sein, fordert Thomas von Aquino. Dieses tiefe Empfinden für die Allbeseeltheit der ganzen Natur war den Mysti-

[1] Dieser Artikel sollte am Anfang der heutigen Nummer stehen. Da wegen der Bilder Kunstdruckpapier verwendet werden muss, wurde er in die Mitte geheftet.

kern zu danken, die in dieser Zeit ihre Ekstasen und Visionen von Himmel und Erde, ihre Liebesgluten für die himmlische Jungfrau, „Herzlieb“ nennt sie Suso, in Hymnen sangen, wie einst die Ritter und Kreuzfahrer ihre Minnelieder. Nur kurz währt diese Epoche zartesten Empfindungslebens, die im Bilde sich kundtut, wie im Märchen aus alter Zeit.

Schon unser zweites Bild von 1437, aus der Ulmer Werkstatt des Schwaben Hans Multscher, und jetzt in Berlin, zeigt das andere Gesicht der Zeit und bildet den grössten Gegensatz zur Welt der Entrückten, die lieber Paradiesesstammung erträumen, als auf der Erde kämpfen. Joseph ist wieder da als alter, in sich zusammengesunkener Mann, mit Pelzhandschuhen angetan gegen die

Meister Franke, Geburt Christi. — Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Winterkälte. Maria ist die schlichte Bürgersfrau, eine Erdenmutter ohne Heiligenschein, die aber durch ihre Herbheit, gepaart mit Milde, unvergleichlich hoch hinausgehoben wird über alles Niedere und Gewöhnliche um sie herum. Ein weisses Kopftuch bedeckt das glatt gekämmte Haar, schwer umschliesst der Mantel die breite Gestalt und fallen die Falten des Rockes zu Boden. Das Kind liegt wieder eingewickelt im Korb, Ochs und Esel sind tierhafter, hinter ihnen tut sich der Stall auf mit Dingen, die zum Leben der Menschen gehören. Bis obenhin füllt die Hütte das Bild, und ein solider Bretterzaun schliesst die heilige Familie von den Andächtigen ab, guten Ulmer Bürgern und Bürgerinnen, die herbeigeeilt sind, das Wunder zu schauen. Hinter ihnen erhebt sich der Berg mit den Schafen und Hirten und dem Botschaft bringenden Engel. Über dem Gemäuer aber singen drei Englein, das einzig Liebliche an dem schwer-

blütig empfundenen Bild. Das bedeutet eine vollständige Absage an den mittelalterlichen Idealismus und den entschlossenen Willen, den ganzen Vorgang so wahr und menschlich tief als nur immer möglich zu schildern. Wie nun der Bildraum durch den diagonal ansteigenden Bretterzaun in zwei ungleiche Hälften geteilt wird, die Maria gewaltig die rechte Seite beherrscht, die Zuschauer aber im linken Dreieck sich zusammendrängen, kommen Gegensätze von menschlich klein, gebunden, bedrückt und verlangend und göttlich begnadet und frei und gross ins Bild, die ein ganz anderes Verhältnis von Mensch zu Gott widerspiegeln, als das Frankebild mit seiner inneren Harmonie und äusseren Symmetrie kundtut. Auch die Landschaft gehört bei Franke als gleichwertig hinein

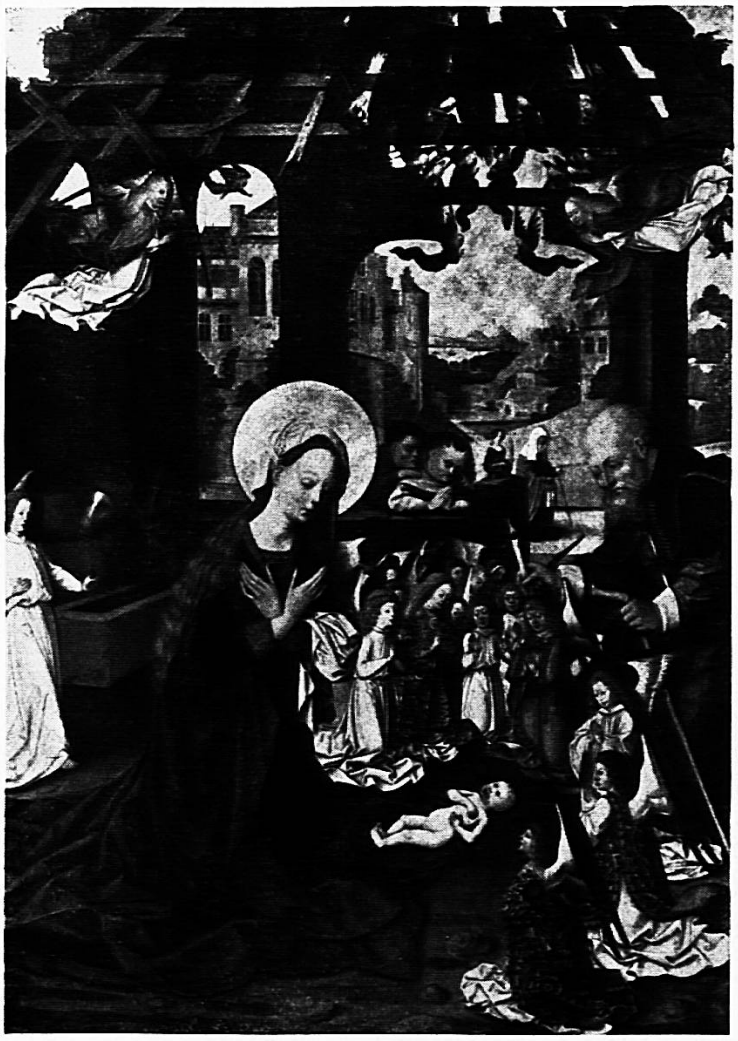
Hans Multscher, Geburt Christi. — Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

in das Ganze und hat in ihrem naiven, weit ab von perspektivischem — Aufbau eine Stimmung von Weite und heimlichem Zauber, wofür dem Multscher der Sinn völlig fehlt. Dafür gibt er die Menschen in schwerer, runder Körperlichkeit, Köpfe von grosser Wucht und schafft für Joseph und Maria einen klar verständlichen Raum, der freilich für das Kindlein nicht mehr reichen will. Wenn man einen gleichzeitigen grösseren Künstler, beseelt von gleichem Streben, kennen lernen will, betrachte man Konrad Witz im Basler Museum.

Und nun noch ein Bild aus Köln, der Stadt, wo der neue Geist am schwersten Eingang fand, vom Meister der Verherrlichung Maria, aus den Sechzigerjahren.

Da sieht man ohne weiteres, dass dieser Künstler den Himmel wieder herunterziehen will auf unsere Erde und Ideales und Reales mischt, um den Beschauer nicht nur im Gefühl, sondern auch im Verstande zu überzeugen vom himmlischen Wunder. Ein realistisch ruinenhafter Stall füllt mit einem reizenden

Ausblick auf die mittelalterliche Stadt und Wasser und Berge und Himmel den oberen Teil des Bildes. Zwei fromme Beter knien draussen vor der Brüstung, eine Bürgerin, gefolgt von ihrer Magd, kommt mit ihrer Laterne herein zum Stall. Der aber ist ganz erfüllt von halbwüchsigen Engeln, noch fliegend im Gebälk, schön geordnet im Kreis um Mutter und Kind, betend, staunend, singend in lieblichem Verein. Die Madonna aber ist mit ihrem mächtigen Heiligenschein wieder zart und jungfräulich geworden, Goldhaar umwallt ihre Schultern und ein Mantel umfliesst sie mit fallendem, steigendem, sie ganz umrauschenden Faltengewoge.



Meister der Verherrlichung Mariens, Geburt Christi.
Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Dieser Maler „konnte“ weit mehr als die beiden vorangegangenen. Den Liebreiz der frühern Epoche vereinigt er mit dem Bedürfnis der aufgeklärteren Menschen nach dem Abbild der wirklichen Welt. Das ganze Bild ist voll heimlichen Singens und Klingens und ist doch mit seinem überquellenden Reichtum von verschiedensten Dingen, dem Ausblick in die Ferne, den kleinen Zuschauern und der grossen Maria mit Kind und Engeln und dem armen Joseph, der mit seiner Kerze ausserhalb des Engelchores stehen muss, geordnet zu einem festverwachsenen Ganzen. Ob es uns mehr geben kann und lieber wird, als das süsse Bild des Meister Franke? Das wuchtig Herbe des Schwaben Multscher ist eine andere Frage! Immer aber bleiben wir mit unserm Verständnis und unserm Gefühl im Nachteil im Vergleich zum 15., zum bilderfrohesten aller Jahrhunderte, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal haben wir die Bildersprache verlernt, die einst jedes Kind verstehen konnte, und wir vermögen nur mit Anstrengung das Verlorene zurückzuerwerben, und dann sprechen auch die Bilder zu uns nicht mehr wie zu den Menschen, für welche sie gemalt wurden. Sie hängen heute auf kalten nüchternen Museumswänden, wie aufgespiesste trockene Schmetterlinge, die hinausgehören in Sonnenschein und Blütenduft. Unsere Bilder aber würden hineingehören in ihre alten, eigenen Rahmen, in die grossen Altarwerke, aus denen herausgerissen sie nur Stückwerk sind, in die trauten Kapellen, wo sie im Kerzenschein und Weihrauchduft ein verklärtes Dasein lebten. Sie gehören hinein in die gotischen Dome, die auch uns Kinder einer neuen Zeit noch ergreifen, spontan und übermächtig als heiliges Vermächtnis einer in heissen Kämpfen und gewaltigen Erschütterungen überwundenen Vergangenheit. *Maria Gundrum.*